

die Sowjetunion verlassen: Sie wurden nach Teheran gebracht, von wo die meisten zu den alliierten Truppen stießen, an deren Seite sie bis zum Ende des Kriegs gegen das nationalsozialistische Deutschland kämpften. Andere strandeten als Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter oder auch als Wehrmachtssoldaten in Westeuropa. Diejenigen, die sich bei Kriegsende auf deutschem Boden aufhielten, wurden von den Alliierten als sogenannte *displaced persons* (DPs) in speziellen Lagern untergebracht, wo sie von Hilfsorganisationen betreut wurden. Von diesen ursprünglich etwa fünf Millionen Menschen kehrten im Rahmen der sogenannten Repatriierung insgesamt vier Millionen in ihre inzwischen kommunistisch gewordenen Heimatländer zurück, während sich die übrigen – in erster Linie Polen, Balten, Ukrainer und Juden – weigerten. Nach Jahren der Unsicherheit durften sie schließlich Ende der vierziger Jahre als *European Volunteer Workers* in die angelsächsischen Länder ausreisen.

Es war nicht das Ziel der überwiegenden Mehrheit dieser Menschen, in Großbritannien oder einem anderen Gastland, in dem sie im Exil lebten, heimisch zu werden. Sie wollten zurückkehren, sobald in ihrer Heimat das kommunistische Regime abgelöst worden war. Auch war das Vereinte Königreich nicht für alle das Traumland: Einige zogen weiter nach Übersee, auch um den Anfeindungen der Briten nicht weiter ausgesetzt zu sein. Da zwischen den unterschiedlichen osteuropäischen Exilanten kein Unterschied gemacht wurde, wurden Balten wie die Polen als „Papisten“, die gegen die in England populäre Sowjetunion kämpfen, beschimpft. Zusätzlich litten die meisten Flüchtlinge unter psychischen Krankheiten, da das Erlebte schwer auf den Seelen lastete: Viele hatten ihre Familien verlassen und fürchteten jetzt den sowjetischen Vormarsch nach Westeuropa.

Als sich in den fünfziger Jahren immer deutlicher zeigte, dass eine Vertreibung der sowjetischen Besatzer und ihrer verbündeten Regierungen immer unwahrscheinlicher wurde, begannen sich die Flüchtlinge damit abzufinden, dass Großbritannien mehr als nur eine Übergangsheimat werden würde. Schließlich wurden aus Flüchtlingen Neubürger, die auch nach dem Ende der kommunistischen Herrschaft in Osteuropa höchstens zu Besuchen in die alte Heimat reisten.

Sicherlich stellen die Interviews den größten Vorzug dieses Buches dar. Sie transportieren die Empfindungen und Erlebnisse der Flüchtlinge. So wird manche auf den ersten Blick paradoxe Handlungsweise nachvollziehbar. Die Balten erlebten keine Fürsprache durch Exilregierungen. Ihre

Heimat war sowjetisch besetzt, während die Polen noch eine gewisse Rückkehrmöglichkeit hatten, die auch Hunderttausende nutzten. So fällt auf, dass bei allgemeinen Aussagen zur Flüchtlingssituation meist nur polnische Interviews herangezogen werden. Für das Leben der Balten treffen diese Berichte nicht oder nur eingeschränkt zu. Aufgrund der umfangreichen Informationen über Polen wäre daher eine Beschränkung auf diese Gruppe ratsam gewesen.

Es ist sicher notwendig, die Erinnerung an das Schicksal der untersuchten Personengruppen wachzurufen. Doch Lanes suggestive Frage nach der Verantwortung Russlands als Rechtsnachfolger der Sowjetunion für dieses Leid stellt einen ärgerlichen Vergleich mit der Schuld Deutschlands am Holocaust dar (S. 2/3). Dennoch sollte man dem vorwiegend deskriptiv verfassten Werk keine relativierende Absicht unterstellen, da der Autor dies nicht beabsichtigt.

*Tillmann Tegeler, München*

THOMAS LOY *Jaghno* 1970. *Erinnerungen an eine Zwangsumsiedlung in der Tadschikischen SSR*. Dr. Ludwig Reichert Verlag Wiesbaden 2005. 130 S., 12 Abb. = Erinnerungen an Zentralasien.

„Aus der Dunkelheit ans Licht“ wollte die Führung der tadschikischen Sowjetrepublik das Volk der Jaghnobi im Jahre 1970 durch eine spontane Zwangsumsiedlung führen. Aus dem Dunkel der Geschichte hat nun Thomas Loy mittels seiner lebensweltlichen Untersuchung die Angehörigen eines in der Forschung so gut wie vergessenen Volkes geführt. Seit 1870 werden die Jaghnobi, die eine uralte soghdische Sprache sprechen, wissenschaftlich untersucht. 130 Jahre später scheint von der Sprache und der Kultur des einstigen Bergvolkes nicht mehr viel übriggeblieben zu sein. Nach der Zwangsumsiedlung in die Hungersteppe, wo die Jaghnobi als Baumwollarbeiter in der Breznev-Zeit eingesetzt wurden, träumen heute nur noch die Alten von einer Rückkehr in ihre frühere Heimat (S. 109).

Loy nähert sich der Zwangsumsiedlung von mehreren Tausend Menschen in zwei Schritten: Zum einen wertet er im ersten Teil seines Buches zahlreiche tadschikische Quellen aus, zum anderen lässt er im weitaus wichtigeren zweiten Teil die Menschen zu Wort kommen, deren damalige Lebenswelt er rekonstruiert und deren jetzige er beschreibt. Loy hört seinen Interviewpartnern, 24 Männern im Alter von 40 bis 88 Jahren (Kurzbiographien im Anhang, S. 110–119), aufmerksam zu und wirft ihnen nicht vor, wenn sie sich irren,

wenn etwa von einer angeblich erlebten, in Wirklichkeit aber nie stattgefundenen Audienz bei Brežnev (S. 91) die Rede ist, sondern er gesteht jedem die Veränderung der eigenen Erinnerung im Laufe der Jahrzehnte zu. Dabei wird die Allgegenwart des spätsowjetischen Staates aus der Sicht der Beteiligten, der Opfer der Zwangsumsiedlungsideologie, präzise fassbar. Von örtlichem Widerstand in den Behörden, von der Propaganda (S. 47) sowie von gegensätzlichen Anweisungen aus dem Zentrum und aus der Peripherie (S. 23, 27) ist ebenso die Rede wie von den Generationenkonflikten zwischen den alten, die Heimat vermissenden Jaghnobi und den jungen, die ihre alte Heimat gar nicht mehr kennengelernt haben (S. 5, 38, 94–96). Offen treten die Ängste der Jaghnobi zu Tage, wenn sie über den Tod aufgrund der Zwangsumsiedlung (S. 67), die neuen Krankheiten in den Ansiedlungsrayons (S. 44), die hoffnungslose Flucht einiger Jaghnobi (S. 73) und über den teilweise gelungenen Widerstand (S. 84–85) berichten. Auch Verachtung für die freiwilligen Umsiedler spricht aus den Erinnerungen: „Heimatverkäufer“ (*vatanfurūš*) werden sie genannt (S. 55). Ziel der sinnlosen Umsiedlung sei es gewesen, so Loy, innerhalb kürzester Zeit aus Bergbauern gewinnbringende Baumwollarbeiter zu formen (S. 69). Dabei machen die Umgesiedelten nicht die Herrschenden in Moskau, sondern die Sowjetführer in den Nachbarkreisen für ihr Leid, für den Heimat- und Kulturverlust verantwortlich (S. 96). Weder für das Vieh noch für Hab und Gut habe man ferner eine Entschädigung erhalten (S. 61). Ohnehin seien die Jaghnobi nun weit weg von ihrem einstigen Gebirgstal dem Untergang als eigenständiges Volk geweiht: „Alle werden sterben“, hatte der Mulla einst beim Abtransport gesagt (S. 67); 2001 resigniert schließlich der 54-jährige Bekmahad: „Nichts ist mehr übrig.“ (S. 93)

Loy ist ein wichtiges Buch gelungen, das nicht nur an ein vergessenes Volk und an dessen Leid erinnert, sondern anhand von Selbstzeugnissen das Leben in der Sowjetunion der siebziger und frühen achtziger Jahre von der Peripherie her beleuchtet. Zudem lässt das Buch einige Jaghnobi noch hoffen, nicht vollkommen in Vergessenheit zu geraten: „Wir haben einen Wunsch [...], dass der Name Jaghnob die richtige Verwendung findet. [...] Denn wir haben unsere eigene Sprache [...] und unsere Bitte ist, dass unsere Sprache wieder erstarke.“ (S. 33–34).

Jörn Happel, Basel

RONALD GRIGOR SUNY (ed.) *The Structure of Soviet History. Essays and Documents*. Oxford University Press New York, Oxford 2003. XVIII, 573 S., Kte.

Dokumente sind Zeugnisse vom vergangenen Leben. Sie werden uns zu Quellen, wenn wir mit ihnen unsere Interesse und Fragen verbinden, auf die sie eine Antwort geben sollen. Deshalb sollten Quellensammlungen Antworten auf Fragen sein. Sunys „Structure of Soviet History“ beantwortet keine Fragen. Es wird nicht einmal gesagt, was der Leser sich unter „Struktur der sowjetischen Geschichte“ vorstellen soll. Das aber hätte irgendwo gesagt werden müssen, um zu verstehen, nach welchen Kriterien die hier vorgestellten Dokumente ausgewählt wurden.

Das Buch umfasst mehr als 70 Dokumente aus der Zeit zwischen 1917 und 1991, die sich über fünf Abschnitte verteilen: Revolution und Bürgerkrieg, die Phase der Neuen Ökonomischen Politik, der Stalinismus, die Ära des Tauwetters und der Stagnation und die Zeit der Perestrojka bis zum Ende der Ära El'cin. Jeder Abschnitt beginnt mit einer kleinen Einführung des Hrsg., ihr folgen dann ein oder zwei Aufsätze amerikanischer Sowjetunion-Historiker. Aber die Einführungen des Hrsg. und die bereits anderenorts publizierten Aufsätze sind überhaupt nicht mit den Dokumenten verbunden. Sie informieren nicht einmal über den Forschungsstand, sondern vermitteln dem verständigen Leser allenfalls ein Wissen über den geistigen Standort des Hrsg. und seiner intellektuellen Freunde. Nur im Abschnitt über den Stalinismus macht sich Suny die Mühe, auf die gelehrte Diskussion zu verweisen. Über die Herkunft und den Entstehungszusammenhang der Dokumente wird nichts gesagt, es gibt keine Quellenkritik und auch keine Interpretation, Suny beschreibt jeweils nur den thematischen Kontext, in den das Dokument gehört. Der Leser solle anhand der Artikel und Dokumente zu einem unabhängigen Urteil über die „Widersprüche der sowjetischen Vergangenheit“ gelangen, so sagt Suny in der Einleitung. Zu diesem Zweck aber hätte der Hrsg. dem Leser mitteilen müssen, wie für ihn die Dokumente sprechen und worauf sie eine Antwort sind, so wie es J. Arch Getty in seiner Dokumentensammlung über die Ursprünge des stalinistischen Terrors vorgeführt hat (J. ARCH GETTY, O. V. NAUMOV [eds.] *The Road to Terror. Stalin and the Self-Destruction of the Bolsheviks, 1932–1939*. New Haven 1999). Deshalb ist das Buch für den Unterricht an den Universitäten nur mit Einschränkungen zu gebrauchen.

Jörg Baberowski, Berlin